

Ursprungsmythen, Gründungsmythen, Genealogien. Zum Paradox des Ursprungs

OLAF BRIESE

In Douglas Adams Sciencefiction-Bestseller "The Hitch Hiker's Guide to the Galaxy" enthüllt der Held des Romans, ein Erdbewohner, einen skandalösen Tatbestand: die Erde ist das Kunststück eines mittlerweile gealterten kosmischen Designers. Der wäre im Ganzen recht zufrieden mit seinem Werk gewesen, wenn nicht seine Auftraggeber, hyperintelligente intergalaktische weiße Mäuse, versäumt hätten, ihn ordnungsgemäß auszuzahlen.¹ Das ist eine Szene, die in klassischer Weise Ursprung und Gründung miteinander konfrontiert. Was für Erdbewohner passiv widerfahrener Ursprung ist, ein Widerfahrnis, dem sie zwangsweise ausgesetzt sind, ist für die Mäuse intentionale Gründung, das Ergebnis einer absichtsvollen Handlung. Pointiert gesagt: Ursprünge sind etwas, dem man ausgesetzt ist, wie ablehnend oder aufgeschlossen man sich dazu positioniert. Gründungen hingegen sind Resultate aktiver Absichten und Handlungen, wie sehr man die tatsächlichen Resultate dieser Handlungen akzeptiert oder nicht.

Ohne auf die komplexen Diskussionen zum Thema Mythos auch nur eingehen zu können, versucht dieser Beitrag in einem ersten Teil, bestimmte ursprungs- bzw. gründungsmythische Merkmale sowie ihre *Unterschiede* präzisierend herauszuarbeiten. In weiteren Abschnitten wird am Beispiel der Ursprungs- bzw. der Gründungsdiskurse um die Stadt Berlin bestimmten Facetten dieser beiden Muster nachgegangen. Adelsdiskurse des Mittelalters bzw. der Renaissance stellten sich in den Sog antiker Ursprünge, und sie datierten – in Konkurrenz zu christlichen Geschichtsmythen – die Legitimität politischer Herrschaft bis auf Troja zurück. Nationale und nationalistische Strömungen seit Reformation und Renaissancehumanismus beriefen sich hingegen auf germanische Siedlungsursprünge und prägten das ursprungs- bzw. gründungsmythische

Muster der nur durch ein kurzes slawisches Interregnum unterbrochenen germanischen Besiedlungskontinuität in Berlin aus. Das reicht hin zur These einer direkten kulturellen – nicht genealogischen – Kontinuität von der Kultfigur Arminius an. Der Schlußteil arbeitet mit Blick auf aktuelle Modelle in Wissenschaftszweigen wie Archäologie und Historiographie heraus, wie diese modernen Erben solcher genealogischer Diskurse, die sich allen mythischen und religiösen Implementen zu entschlagen glauben, selbst im Bann von Ursprungslegenden stehen und sie pro domo wissenschaftlich ausmünzen.

1. Sehnsucht nach dem Ursprung

Ursprungs- und Gründungserzählungen üben eine unwiderstehliche Faszination aus. Die, die sie produzieren, überliefern und rezipieren, begeben sich in einen scheinbar unwiderstehlichen Sog. Akteure, die sich in ihre Macht stellen, haben Teil an Mächten, die nicht ihrer Verfügung unterliegen. Sie haben Teil an Strukturen, die, als vorgängige Metastrukturen, die Bedingung der Möglichkeit von Handeln überhaupt ermöglichen.

Diesem ursprungs- bzw. gründungsmythischen Komplex liegt etwas zugrunde (und mit diesem "zugrunde" stelle ich mich bewußt und zirkelhaft in jenes kulturell unausweichliche Bedürfnis, das man als "Sehnsucht nach dem Ursprung" apostrophieren könnte). Zugrunde liegt ihm, was man mit dem Barockphilosophen Gottfried Wilhelm Leibniz das Prinzip des zureichenden Grundes bezeichnen könnte. Dieses Prinzip des zureichenden Grundes sah er als das Haupttheorem seiner Philosophie an und gleichzeitig als Realprinzip, als Hauptprinzip dessen, was Welt genannt werden kann. Es umschloß bei ihm mindestens drei Ebenen. In *erkenntnistheoretischer* Hinsicht hat jede Wahrnehmung, Vorstellung und schließlich jede Idee eine Referenz, einen Ver-

¹ Vgl.: Douglas Adams, *The Hitch Hiker's Guide to the Galaxy*, (1979), 20. Aufl. 1982, S. 123f.

weisungsgrund, eine reale Entsprechung. Ideen können aus vorangegangenen Ideen produziert werden. Aber genau das ist der Grund ihrer Produktion. In *kausal-ontischer* Hinsicht hat jedes Phänomen der Welt eine Ursache, einen Grund außerhalb seiner selbst, es ist Wirkung von etwas Vorangegangenen, Bewirkendem, Verursachendem sowie Veranlassendem. In *metaphysischer* Perspektive schließlich geht es um die Qualität des Seienden als solches: Warum ist überhaupt etwas? Warum ist nicht nichts? Das ist eine Linie, die vom kasuistischen Denken der Scholastik bis zu den philosophisch-metaphysischen Entwürfen Schellings oder Heideggers reichte und immer wieder an die Grenzen des Denkbaren führte. Auch Leibniz kam an diese Grenzen des Denkbaren, und auch bei ihm fungierte *Gott* als großer Ursprungsgenerator. Gott war die paradoxe *causa sui*, war die letzte Ursache und Ursache seiner selbst. Diese Lösung Gott gab einen Ausweg aus dem ursprungstheoretischen Paradoxon, bzw. sie verkörperte dieses Paradoxon genuin.²

Denn das, was man als das "nackte Daß" des Seienden bezeichnen könnte, versteht sich nicht aus sich selbst. Es wäre ein bloßes spiegelbildlich verfülltes *Nichts*, dem zu einem *Etwas* ein Werden und Gewordensein fehlt. In seiner bloßen, herkunftslosen Präsenz ist es eine beständige Zumutung. Das ist der Ort von Religion, Wissenschaft und Kunst. Sie konstruieren Ursprungsmythen, sie betreiben *Ursprungszauber*. Sie geben Struktur in Raum und Zeit, sie schaffen Stabilität, Ordnung und Hierarchie, sie stemmen sich gegen Kontingenz. Ursprungs- und Gründungsmythen geben geschichtlichen Grund, stiften Orientierung, geschichtlichen Sinn und Identität, sie attestieren einen geordneten geschichtlichen Verlauf und ein entsprechendes Ziel. Sie befriedigen das, was der nicht unumstrittene Religionswissenschaftler bzw. religiöse Adept Mircea Eliade emphatisch als "Sehnsucht nach dem Ursprung" bezeichnete.³ In etwas distanzierterer Form ließe

2 Vgl.: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Monadologie* (1714), in: Philosophische Werke in vier Bänden, hrsg. v. Ernst Cassirer. Neuausgabe Hamburg 1996, Bd. 2, S. 603–621, hier: S. 609f. (§ 32–38). Zur philosophiegeschichtlichen Frage nach der Existenz von Etwas statt Nichts bei Leibniz, Schelling, Heidegger u.a. vgl.: Ludger Lütkehaus, *Nichts. Abschied vom Sein. Ende der Angst*, Zürich 1999, S. 131ff., 151ff., 408ff.

3 Vgl.: Mircea Eliade, *Die Sehnsucht nach dem Ursprung. Von den Quellen der Humanität* (1969), Wien 1973.

sich vielleicht von gründungsmythischen Versuchen, von protologischen Präferenzen sprechen. Die Gründe dafür sind äußerst vielfältig. Ich möchte hier nur einen einzigen Aspekt unter vielen anderen besonders hervorheben, den der Exterritorialität, den der Philosoph Helmuth Plessner ins Zentrum seiner anthropologischen Entwürfe stellte. Plessner, einer der wichtigsten Vertreter der philosophischen Anthropologie des 20. Jahrhunderts, hat insbesondere mit seiner Theorie der Positionalität nachfolgende Debatten immer wieder beeinflusst. In seinem Hauptwerk "Die Stufen des Organischen und der Mensch" (1928) arbeitete er heraus, daß Menschen sich grundsätzlich in einer exzentrischen – statt zentrischen – Position befinden, in einer Art Nichtfeststellbarkeit. Das nennt Plessner "unerträgliche Exzentrizität".⁴

Aufgrund dieser nichtfeststellbaren Position wollen und müssen Menschen sich und ihr Um- und Vorfeld permanent entwerfen. Das können sie nur in der Position der Selbstäußerlichkeit, des selbstunterscheidenden Gegenübertretens. Daran anknüpfend ließe sich vermuten, daß auch Ursprungsmythen stabilisierende Medien eines selbstunterscheidenden Gegenübers sind, stabilisierende Medien der Standortsuche im U-Topischen, die, rückwirkend ausgerichtet, Feststellbarkeit fingieren. Das hieße nichts anderes: Menschsein ist sich selbst der größte Ursprungsmythos, es erfindet sich retrospektiv seine Ursprungsdaten, seine Ursprungsschwellen und vorgelagerte Ursprungsschwellen permanent neu. Insbesondere die unablässigen Debatten über die Ursprünge von Kultur dienen diesem Geschäft. Spätestens nach dieser thesenartigen Engführung sollten Ursprungs- bzw. Gründungsmythen analytisch ausgefächert werden. Dazu folgen – ebenfalls thesenartig – sechs mögliche Unterscheidungen, die, mit Blick auf weitere Konkretisierungen, selbstverständlich weiter ausfächerbar sind:

1. Es gibt die systematische Differenz Ursprung *oder* Gründung. Diese Unterscheidung ist eingebunden in die Frage nach der Aktivität menschlicher Subjekte. Sind sie Subjekt oder Objekt, verhalten sie sich aktiv oder unterliegen sie Verhältnissen? Veranlassen sie gründungstechnisch etwas oder wird ursprungstechnisch etwas mit ihnen veranlaßt?

4 Vgl.: Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch* (1928), 3. Aufl. Berlin, New York 1975, S. 311.

Befinden sie sich im Status des Anfangens oder des Angefangenseins, des Machsals oder des Schicksals?

2. Zu unterscheiden wären unterschiedliche Quellen und Gattungen, beispielsweise Gerücht, Sage, Religion, Literatur, bürokratische Genealogie, Ideologie, Wissenschaft usw. Das ist u.a. abhängig von jeweiligen Produzenten und intendierten Rezipienten. Diese vorerst klare Unterscheidung von Produzenten und Rezipienten ist eine Supposition, die sich beständig kassiert, ebenso, wie gar nicht klar feststellbar ist, inwiefern Ursprungs- und Gründungsnarrationen *sich* produzieren bzw. produziert *werden*.

3. Unterschiedliche Medien der Transformation konstituieren andere Inhalte. So ist es möglich, mit Jan Assmann lebendiges kommunikatives Gedächtnis und autoritatives kulturelles Gedächtnis voneinander zu unterscheiden. Das heißt auch: Ursprungs- und Gründungsnarrationen handeln nicht nur von Gewalt – dem fast universellen Faktum von Ursprungs- und Gründungsgewalt –, sondern können mitunter erst auf der Basis von Autorität, Macht und Gewalt etabliert und tradiert werden.

4. Es bestehen Differenzen in der Reichweite bzw. in der Dimension von Ursprungs- oder Gründungsmythen: rein lokal fokussiert, limitiert politisch-sozial, universell-kulturell, universell-kosmisch.

5. Sie weisen unterschiedliche Ebenen von Fiktionalität auf, unterschiedliche Grade von performativer Evidenz. Sie können erstens einen Anspruch auf Objektivität deklarieren, können zweitens ein spielerisches Als-Ob inszenieren, können drittens rein ästhetisch-performativ auftreten usw.

6. Schließlich wären Differenzen der jeweiligen Bindungskraft zu berücksichtigen: nach kleineren, größeren und großen Gruppen. Betreffende Mythenensembles können hierarchisiert sein, sind aber *in actu* dennoch komplex miteinander verbunden. Hier wäre auch zu berücksichtigen, daß entsprechende Ursprungs- und Gründungsnarrationen auf Basis eines stabilen Kerns verschiedene variable Anschlußoptionen gewähren und das Gleichgewicht von Invarianz und Varianz innerhalb bestimmter Grenzen ermöglichen.

Bei diesen nicht zu übersehenden Differenzen weisen alle, oder präziser, fast alle Ursprungs- und Gründungsmythen bestimmte gemeinsame genealogische Antinomien oder Paradoxien auf. Der Religionswissenschaftler Klaus Heinrich hat insbesondere die Paradoxie von legitimatorischer Ursprungs-

versicherung und delegitimatorischer Ursprungsentfernung thematisiert, eine Entfernung, die sogar den Verfall, gar den Abfall einschließt.⁵ Das heißt: wer in Ursprüngen steht, ist *entfernt* vom Ursprung, und wer einen Ursprung *sucht*, entrückt und entfernt diesen Ursprung per definitionem von sich selbst. Neben dieser Antinomie bzw. Paradoxie von Ursprungsversicherung und Ursprungsentfernung lassen sich noch weitere Antinomien von Gründungs- bzw. Ursprungsmythen herausstellen. So stehen Kontinuität und Diskontinuität sowie Vergangenheit und Präsenz zur Disposition, denn wer sich vergangener Instanzen versichert, scheint sich der Gegenwart nicht grundsätzlich sicher zu sein. Damit verbunden ist auch der Aspekt der Ubiquität bzw. Singularität von Ereignissen. Wer universell operiert und universelle Legitimation beansprucht, kann sich selbst nur einen besonderen und vorübergehenden Platz innerhalb übergreifender Zusammenhänge zuschreiben. Zu beachten wäre weiterhin die Antinomie von biologischer und kultureller Gründung, d.h. von bloßer transpersonaler Generationenabfolge und autarker Selbstbestimmung der Generationen. Nicht zuletzt ist auch die Antinomie innerweltlich versus religiös/transzendent zu berücksichtigen.

Auf diese letzte antinomische Figur, innerweltlich versus religiös und umgekehrt, soll im nächsten Teil näher eingegangen werden. Am Beispiel Berlin wird das Hauptaugenmerk erstens darauf liegen, daß es bereits im Mittelalter in Herrschaftsgenealogien den Versuch gab, sich einem christlich-religiösem Sog zu entziehen, genuin adlige Ursprungsmythologeme zu etablieren und Adels Herrschaft bis ins Zeitalter des trojanischen Kriegs zurückzudatieren. In weiteren Abschnitten des Beitrags soll verdeutlicht werden, wie neuzeitliche Wissenschaft, die alle mythischen und religiösen Implemente hinter sich zu lassen glaubt, gerade im Modus von *theoria*, selbst im Bann von Ursprungslegenden steht und sie in *ihrem* Erkenntnishorizont aktualisiert.

5 Vgl.: Klaus Heinrich, Die Funktion der Genealogie im Mythos, in: ders., Parmenides und Jona. Vier Studien über das Verhältnis von Philosophie und Mythologie, Frankfurt/M. 1966, S. 11–28; vgl. auch: Emil Angehrn, Ursprungsmythos und Geschichtsdenken, in: Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten, hrsg. v. Herta Nagl-Docekal, Frankfurt/M. 1996, S. 305–332.

2. Mark Brandenburg I: Christlich-theokratisch oder antik-autokratisch?

Diese Fragen vorweg: Weil Ursprung und Genealogie gleich Herrschaft? Oder weil Herrschaft gleich Ursprung und Genealogie? Ein kürzlich erschienener Sammelband "Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit" läßt keinen Zweifel daran: Macht und Herrschaft schaffen sich ihre eigenen Ursprünge.⁶ In der Mark Brandenburg standen Ursprungs- und Gründungsmythen jedoch unter einem besonderen Vorzeichen. Es gab keine kontinuierliche Herrschafts- und Erfolgsgeschichte der Mark, es gab, nachdem Mitte des 12. Jahrhunderts die Askanier dieses Gebiet ihrem Einflußgebiet einverleibten, alsbald politischen Verfall und Degeneration. Im Grunde kann man sogar von Anarchie sprechen – in dem Gebiet, das, um einen moderneren Terminus anzuführen, im Reich als Zonenrandgebiet galt. Ein Tiefpunkt war sicher Ende des 14. Jahrhunderts erreicht, als unter der Herrschaft der Markgrafen aus dem Haus Luxemburg die Mark vollends dem kriegerischen Griff von Kleinadligen und Raubrittern überlassen blieb. Vorerst gab es einen permanenten destabilisierenden Wechsel der Herrschaftsgeschlechter: Askanier (ab 1157), Wittelsbacher (ab 1323), Luxemburger (ab 1373), Hohenzollern (ab 1415). Unter anderem platzte in die Herrschaft der Wittelsbacher um 1350 der sogenannte "falsche Woldemar", der, als angeblicher Sproß der Askanier, plötzlich aus den Kreuzzügen zurückkehrt, eine erhebliche politische und militärische Krise auslöste.⁷

Unter diesen unübersichtlichen Bedingungen entwickelte sich in Berlin kein ausgeprägter Totenkult zur Zementierung von Genealogie. Erst spät, erst im 19. Jahrhundert, kann man davon sprechen. Vorher sah es nach einem bunten Leichenlotto aus: die Gebeine der Askanier waren über verschiedene Klöster der Mark verteilt. Wittelsbacher, Luxemburger und frühe Hohenzollern wurden in ihren über ganz Deutschland verstreuten Stammlanden bestattet. Im Jahr 1536 bestimmte der Hohenzoller Kurfürst Joachim II. zwar das als Schloßkirche eingerichtete

6 Vgl.: Genealogie als Denkform im Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Kilian Heck/Bernhard Jahn, Tübingen 2000.

7 Vgl.: Rainer Christoph Schwinges, Verfassung und kollektives Verhalten. Zur Mentalität des Erfolges falscher Herrscher im Reich des 13. und 14. Jahrhunderts, Sigmaringen 1987.

Domstift zu Cölln als kurfürstliche Grablege. Aber der Leicheneigensinn ging weiter und eroberte mehrere verschiedene Plätze in Charlottenburg oder Potsdam.⁸ Auch wenn man die sicher besonders heterogene und instabile Herrschaftsgeschichte der Mark außer Acht läßt: selbst die jeweils einzelnen sogenannten Herrschergeschlechter konnten und können keine homogenen Gebilde sein, auch wenn die feudale Ideologie hartnäckig die Fiktion des Gegenteils suggeriert. Bei analytischem Blick erweist sich, daß jedes Geschlecht in actu die Tatsache eines homogenen Sets permanent dementiert. Hält man sich allein an das Haus der Askanier, bemerkt man abstammungsgeschichtlich eine völlig normal-unübersichtliche Lage. Es handelt sich, wie bei allen anderen Dynastien auch, um eine Patchworkfamilie. Unter den acht Urgroßeltern Albrecht des Bären, des sogenannten Gründers der Mark, befanden sich väterlicherseits und mütterlicherseits ein Magyare, eine Norwegerin, eine Polin. Woldemar, der letzte legitime Askanierfürst, hatte unter dem genealogischen Set von sechzehn Urgroßeltern acht Slawen, eine Magyarin, eine Dänin, zwei Romanen, drei Deutsche, eine Unbekannte.⁹

Es gab Abstammungslinien, Stammbäume. Aber sie waren reduktiv auf Einlinearität getrimmt. Die hartnäckige Annahme, ein bestimmtes Familienblut in eigenen Adern zu haben und weiterzutransportieren, erweist sich bei genauerem Hinsehen als Fiktion, die das Gegenteil gezielt verwischt. Es existierte keine biologische Familien- und Verwandtschaftskontinuität, außer die tatsächliche biologische Kontinuität von Eltern und Kindern, die wieder zu Eltern werden konnten. Die jeweils herausgestellte männliche Abstammungslinie – ein mögliches kulturelles Arrangement neben vielen möglichen anderen Systemen von Verwandtschaft und Genealogie – sollte diesem Dilemma begegnen, sollte erstens Kontinuität schaffen und zweitens

8 Vgl.: Olaf B. Rader, Denkmal, Gräber, Wunderblut. Gebrochenes Gedächtnis und Geschichte am Beispiel der Mark Brandenburg, in: Akkulturation und Selbstbehauptung. Studien zur Entwicklungsgeschichte der Lande zwischen Elbe/Saale und Oder im späten Mittelalter, hrsg. v. Peter Moraw, Berlin 2001, S. 391–413.

9 Vgl.: Adolf Hofmeister, Die Ahnentafeln der Markgrafen von Brandenburg von den Askaniern bis zu den ältesten Hohenzollern als allgemeine Geschichtsquelle, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 33.1 (1920), S. 1–87, hier: S. 20f.

die genealogische Kluft von Ursprung und Ursprungsentfernung nivellieren. Dieses Arrangement vermochte es, unter Vorspiegelung natürlich-biologischer Evidenz eine kulturelle Konvention als Faktum zu etablieren. Letzteres schuf das erstere, nicht umgekehrt. Aber selbst innerhalb seiner eigenen Logik dementiert sich die Fiktion biologischer Kontinuität und Immanenz. Schon jede einfache Generationenfolge von Vater zu Sohn baut auf den Kompromiß des biologischen und blutmäßigen Halbparts. Und geht man weitere Schritte zurück, summieren und potenzieren sich diese Halbierungen. Bei genauerem Hinsehen ist die Tatsache blutmäßiger Abkunft nichts anderes als der Prozeß seiner permanenten Selbstdividierung und Selbstaufhebung, der sich heroisch mit der Larve biologischer Kontinuität maskiert. Dieses Ideal genealogisch-biologischer Kontinuität hielt schon in der jeweiligen Ist-Zeit selbst kleinsten Nagelproben nicht stand. Die Wirklichkeit der zum Teil gewaltsamen Konkurrenz- und Aushandlungspraktiken, in denen unterschiedliche Akteure sich auf unterschiedliche Legitimationssysteme stützten, holte es beständig ein.

Von diesen inhärenten Antinomien einmal abgesehen, die für *jede* vermeintlich einlineare neuzeitliche Geschlechterfolge kennzeichnend ist – gerade, weil in der Mark Brandenburg Herrschaftsentwicklungen abbrachen, weil es Diskontinuitäten und einen permanenten Wechsel der Herrschaftsgeschlechter gab, machte es zusätzlich Sinn, an Ursprungsmythen festzuhalten bzw. sie zu etablieren. Denn, wie der Politikwissenschaftler Herfried Münkler an Gründungs- bzw. Ursprungsmythen herausarbeitete, sie leisten Unschätzbare: Loyalitätsreduktion, Komplexitätsreduktion, Kontingenzreduktion.¹⁰ Um diesen Ansatz weiterzuführen: sie homogenisieren, was inhomogen ist, sie führen zusammen, was de facto nicht zusammengehört, sie organisieren Integration. Deshalb der bemerkenswerte Kult um das Gründungsgeschlecht der Aska-

10 Vgl.: Herfried Münkler, Wirtschaftswunder oder antifaschistischer Widerstand – politische Gründungsmythen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, in: Der Wandel nach der Wende. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland, hrsg. v. Hartmut Esser, Wiesbaden 2000, S. 41–65, hier: S. 43f. Münklers fundierter Artikel zeichnet sich gegenüber positivistischen Fallsammlungen (vgl.: Geschichtsbilder und Gründungsmythen, hrsg. v. Hans-Joachim Gehrke, Würzburg 2002) durch theoretisch-methodische Reflexion seines Gegenstandsbereichs aus.

nier seit der Geschichtsschreibung der Renaissance. Diese Historiographie schuf rückwirkend einen starken zureichenden Grund, einen sicheren Boden – ein Brückenschlag von den Askanern zu den Hohenzollern, der nicht zuletzt auch aktuellen Herrscherinteressen dienen konnte. Die Askaner, so der Grundbestand dieser Mythe, waren die glorreichen Eroberer der Mark. Ihr Ruhm überglänzte die Wirrnisse danach, sie hatten eine zivilisatorische Entwicklung begründet, die durch die mehrmaligen Herrschaftswechsel danach nicht grundsätzlich beeinträchtigt werden konnte. Askaner überstrahlten teleologisch das nachfolgende Wirrwarr. Es schien, als ob sie intentional eine Entwicklung eingeleitet hätten, die zwingend zur Hohenzollernherrschaft führte und die sich in ihr vollendete. Bezogen auf solche scheinbar gezielten Gründungen, die ein bestimmtes, später eingetretenes Ergebnis bewußt antizipiert und aktiv verwirklicht hätten, sprach Edward Said von "transitive beginnings". Ihnen gegenüber steht die nüchterne Realität der permanent offenen, nichtteleologischen Geschichte, charakterisiert durch "intransitive beginnings".¹¹

Der Kern dieser Askanermythe war bereits in dynastischen Kämpfen des Mittelalters entstanden, fast zur Ist-Zeit der Kolonialisierung der Mark. Auch die Askaner definierten, wie fast alle anderen Dynastien des Mittelalters, die Abstammung ihres Hauses von Ascanius her, Sohn des Aeneas, des sagenhaften Gründers von Rom. Über die latinisierte Schreibform *Aschariae* – für Aschersleben, den anhaltinischen Stammsitz der Familie – ließ sich der Bogen zu *Ascania* schlagen, wie es wahrscheinlich erstmals eine Urkunde von 1323 praktizierte.¹² Somit war die Askanerherrschaft bis auf den sagenhaften Ascanius, bis auf den trojanischen Krieg zurückgeführt, in dessen Nachfolge sich Rom ja gründungsmythisch verankerte.¹³ Insofern führte eine direkte

11 Edward Said, *Beginnings. Intention and method* (1975), 2. ed. New York 1995, S. 72f.

12 Vgl.: Matthias Springer, Die Kraft der Namen: Askaner und Anhalt, in: Die frühen Askaner. Protokoll der Wissenschaftlichen Konferenzen zur politischen und territorialen Herrschaftsgeschichte sowie den sozialen und kulturhistorischen Aspekten der frühen Askaner-Zeit, hrsg. v. Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V., Halle 2003, S. 11–22, hier: S. 13f., 20.

13 Vgl.: Hans Jürgen Hillen, *Von Aeneas zu Romulus. Die Legenden von der Gründung Roms*, Düsseldorf und Zürich 2003. Archäologiegeschichtlich-mythengeschichtlich vgl.: Andrea Carandini, *Die Geburt Roms* (1997), Düsseldorf, Zürich 2002.

genealogische Linie von Troja über Rom in den Nordharz und bis in die Doppelstadt Berlin-Cölln.

Dieser Rekurs auf Troja war keine askanische Besonderheit, war locus communis damaliger Herrschaftslegitimation. Viele, sogar fast alle Herrscherhäuser im Mittelalter stützten sich aus ganz verschiedenen Gründen auf diese Mythe Troja.¹⁴ Sie ließen sogar per Auftragsarbeit entsprechende literarische Genealogien ausdrücklich erstellen bzw. fingieren.¹⁵ Warum diese Attraktivität Trojas? Warum der gezielte Rekurs auf nicht nur nichtchristliche, sondern sogar gegenchristliche Traditionen? Das lineare religiös-geschichtsphilosophische Weltbild des Mittelalters, das, anders als antike Kreislaufmodelle, solche langen Kontinuitätsverläufe begünstigte, ist keine hinreichende Erklärung, selbst wenn es die Antike rückwirkend in das Schema einer Progressionslinie integrierte. Als wichtigster Faktor dieser Mythendisjunktion ist vielmehr die machtpolitische Konkurrenz Adel – Kirche anzusehen. In Einflußkämpfen mit kirchlichen Institutionen schuf Adelherrschaft sich ihre Komplementär- bzw. gegenchristlichen Mythen oder hatte diese, wie etwa das Beispiel der Franken zeigt, im Anschluß an römische Vorlagen schon vor diesen gravierenden Konflikten entwickelt.¹⁶

Troja wurde, neben und vor dem religiös besetzten Jerusalem und trotz bestimmter unterschiedlich intensiver Wellen des Troja-Rückgriffs, die *number one* der gründungsmythischen Kartographie. Hätte

es Wissen über die exakte Lage Trojas gegeben – das nach zwei starken Erdbeben nach dem 6. Jahrhundert allmählich in Vergessenheit geriet –, wären herrschaftliche Troja-Besuche zweifellos verbindlich gewesen und hätten die christlichen Pilgerreisen nach Jerusalem ausgestochen. Schon in der Antike gab es diese obligatorische Troja-Touristik, von Alexander über Cäsar, Augustus und andere bis hin zu Konstantin und darüber hinaus. Unter diesem Druck soll Konstantin der Große sogar erwogen haben, in Troja die neue christliche Welthauptstadt zu errichten.¹⁷

Auch vor diesem Vorzeichen enthielt der Hype um Troja unter wilhelminischen Bedingungen – Stichwort Schliemann – eine deutliche machtpolitische Komponente. Das 1938 posthum erschienene Buch Kaisers Wilhelm II. „Das Königtum im alten Mesopotamien“ postulierte eine grundlegende kulturelle Kontinuität von Assur bis ins wilhelminische Deutschland.¹⁸ Wilhelm II. – der unter anderem auch mit „Vergleichende[n] Zeittafeln der Vor- und Frühgeschichte Vorderasiens, Ägyptens und der Mittelmeerländer“ hervortrat – nutzte für diese Kontinuitätslinie den abgeschliffenen Begriff des Erbes (nicht den der Genealogie). Das bezeugt einen endgültigen Wechsel der Kausalitätsebenen. Er postuliert keine genealogische, noch dazu einlineare Kausalität, sondern kulturelle Kontinuität von vermeintlichen dynastischen Ursprüngen der Zivilisation bis in die Ist-Zeit des Kaiserreichs und danach. Er demonstriert darüber hinaus *pars pro toto*, wie die Versicherung eines Ursprungs zwar mit Ursprungsentfernung erkaufte ist, aber umgemünzt wird. Er wird aufgewogen mit bewahrender partieller Neubegegründung innerhalb dieser Tradition, mit der Aspiration, nicht nur nachzuzufolgen, nicht nur zu bewahren, sondern auch konstruktiv weiterzuführen und fortzusetzen. Bloße Ursprungsversicherung wäre Selbstentmächtigung. Sie fungierte auch bei Wil-

14 Vgl.: Wolfgang Brückle, Noblesse oblige. Trojasage und legitime Herrschaft in der französischen Staatstheorie des späten Mittelalters, in: Genealogie als Denkform, S. 39–65; Beate Kellner, Zur Konstruktion von Kontinuität durch Genealogie. Herleitungen aus Troja am Beispiel von Heinrichs von Veldeke 'Eneasroman', in: Gründungsmythen – Genealogien – Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, hrsg. v. Gert Melville/Karl-Siegbert Rehberg, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 37–59; dies., Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter, München 2004.

15 Vgl.: Klemens Alfen/Petra Fochler/Elisabeth Lienert, Deutsche Trojatexte des 12. bis 16. Jahrhunderts. Repertorium, in: Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen, hrsg. v. Horst Brunner, Wiesbaden 1990, S. 7–198.

16 Vgl.: Arnold Angenendt, Der eine Adam und die vielen Stammväter. Idee und Wirklichkeit der Origo gentis im Mittelalter, in: Herkunft und Ursprung. Historische und mythische Formen der Legitimation, hrsg. v. Peter Wunderli, Sigmaringen 1994, S. 27–52.

17 Vgl.: Fabrizio Brena, Trümmerromantik als Touristenziel? Kaiserliche Troja-Besuche in Antike und Neuzeit, in: Troia. Von Homer bis heute, hrsg. v. Heinz Hofmann, Tübingen 2004, S. 101–117.

18 Vgl.: Wilhelm II., Das Königtum im alten Mesopotamien, Berlin 1938; vgl. auch: Olaf Briese, Aquarell – Ölbild – Fotografie. Jerusalemzüge deutscher Regenten im medialen Wandel, in: Von hier nach "Medium". Reisezeugnisse und Mediendifferenz, hrsg. v. Katrin Callsen/Regina Eickelkamp/Jörg Schäfer/Christian Berkemeier, Münster 2004, S. 59–79.

helm II. in einem Erwartungsfeld, in dem sich Ursprungsversicherung, Bewahrungsversprechen und Gründungsanspruch komplex überschneiden.

Vorläufig zusammengefaßt: Herrschaft in der Mark Brandenburg führte sich schon seit dem Mittelalter über das antike Rom zurück auf Troja. Adelsmacht erweiterte ihren Radius, löste sich dezidiert aus dem Bereich christlicher Legenden und der christlichen Kirche. Eine starke Konkurrenz Staat – Kirche fand in gründungsmythischen Konstrukten ihren Widerhall. In diesem Konkurrenzgefüge prägte politische Herrschaft ihre eigenen Ursprungsmythen aus.

3. Mark Brandenburg II: Stammesgeschichtlich, nationalistisch

Jede wirklich nationalistische Historiographie ist im Prinzip gegenadlig angelegt. Sie umfaßt Stammes-, Nations- oder sogenannte Rassegeschichte statt die Geschichte dominanter Herrschergeschlechter. Der wissenschaftliche Wert solcher Konstruktionen wie Stamm und Rasse steht hier nicht zur Debatte. Hier kommt es darauf an, daß diese Konzeptionen eine adlige Geschlechtergeschichte konterkarieren und eine Gegengeschichte fundieren.

Jede nationalistische Historiographie ist aber nicht nur gegenadlig, sondern, das muß nicht ausführlich begründet werden, implizit oder explizit auch gegenchristlich angelegt. Wenn eine solche Art von gegenchristlicher Historiographie sich im Kampf gegen die Konventionen des christlichen Abendlandes mitunter sogar legitimatorisch auf Barbaren stützt, geriert sie sich sogar gegenzivilisatorisch. Sie thematisiert vorübergehende Brüche, sie unterstellt illegitime religiöse Usurpationsperioden. Ziel ist, eine eigentliche Geschichte jenseits dieser Fremdgeschichte herauszuarbeiten.

Dieser *turn* hin zum Barbarentum erfolgte nicht erst in dubiosen Geschichtsbildern Ende des 19. Jahrhunderts, sondern spätestens seit der Renaissance. Seit der Renaissance in Deutschland etablierte sich, fußend u.a. auf eine verklärende Tacitus-Lektüre, ein stetiger Arminiuskult. Das war nicht nur ein für Renaissanceverhältnisse üblicher Personen- und Heldenkult, sondern war der Kult um andere kraftvolle Kultur- und Sittenformen überhaupt. Dieser sogenannte Barbarendiskurs war von Italien

ausgegangen. Hintergrund war, angesichts der Bedrohungen durch das osmanische Reich – “Türkengefahr” –, kulturkritisch vor höfischer Übertreibung und Unnatürlichkeit der Renaissancekultur zu warnen. Diese Vorlagen wurden in Deutschland adaptiert, aber gezielt antipapistisch, nationalistisch und pro-germanisch gewendet. Zwei Figuren überschneiden sich dabei: einerseits die Entdeckung des Vorchristentums innerhalb der Antike durch den Humanismus und andererseits der anti-römische und anti-papistische Kampf der deutschen Reformatoren. Humanistische Antikenverehrung und reformatorisches Gegenchristentum gingen Hand in Hand. Martin Luthers Selbstbezeichnung als Barbar, die *Selbstaffirmation* barbarischer Eigenschaften, war nur ein bezeichnendes Beispiel. Sie war eingebettet in einen ganzen humanistischen bzw. reformatorischen germanischen Nationalismus vor dem Nationalismus seit 1500.¹⁹

Hervorzuheben ist, daß sich diese pro-germanische Orientierung in Deutschland auch antislawisch profilierte. Für gründungsmythische Diskurse im Raum Berlin-Brandenburg blieb das nicht folgenlos. Einerseits begrüßten Humanisten den einstigen Sieg der deutschen Kolonisatoren über die heidnische Bevölkerung, und einige feierten die Unterwerfung der Slawen im Prozeß der Kolonisation der Mark als Ausrottung mit Feuer und Schwert. Am radikalsten verfuhr dabei sicher 1572 der brandenburgische Humanist Paul Creusing. Erst mit Vernichtung aller Wenden seien “Zucht und Ordnung in Gehorsam” in der Mark eingekehrt, und – eine Wendung, die das adlige Abstammungsprinzip nach Blut pro-national ausweitete: “Also können die Einwohner dieser Landen sich rühmen, daß sie nicht wendisches, sondern deutsches Geblüthes sind”.²⁰ Andererseits, und hier zeigt sich eine gründungsmythische Radikalisierung (denn um *Gründungs-*, nicht um *Urzeugungsm*ymthen handelt es sich hier): es wird eine direkte Kontinuität

¹⁹ Vgl.: Manfred Schneider, *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*, München, Wien 1997, S. 105ff.; *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*, hrsg. v. Herfried Münkler/Hans Grünberger/Kathrin Mayer, Berlin 1998.

²⁰ Creusing, *Chronicon Aller Regierenden Marggraffen und Churfürsten [...] (1572)*, zit. nach: Johannes Sziborski, *Die Germanisierung der Mark Brandenburg in der märkischen Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß von Humanismus und Reformation*, Phil. Diss. Gießen 1969, S. 108.

germanischer Besiedlung von Arminius, dem vermeintlich germanischen Gründer Berlins, bis zu den Askaniern unter Albrecht dem Bären angenommen. Letztere hätten das illegitime slawische Intermezzo beendet und die ursprüngliche germanische Gebietshoheit wiederhergestellt.

In der Tat erwähnt Tacitus in seiner Schrift "Germania" den Stamm der Semnonen, dessen Siedlungsgebiete nach dem Mathematiker und Geographen Ptolemaios zwischen Havel und Oder zu lokalisieren sind. Gestützt auf diese und andere Quellen postulierte deshalb der Humanist Nikolaus Leutinger Ende des 16. Jahrhunderts für Berlin eine direkte kulturelle – nicht genealogische – Brücke von Arminius bis hin zu Albrecht dem Bären.²¹ Zu Leutingers Ehren ist zu sagen, daß er sich vieler kruder Nationalismen enthielt, durch die andere Humanisten in dieser Slawen- bzw. Wendenfrage hervortraten, etwa Ernst Brotuff, Wolfgang Jobst oder Paul Creusing. Diese und andere Humanisten gingen in der Frage nach Gründungen bzw. Ursprüngen übrigens noch viel weiter. Man kann von einem bizarren Gründungsgezerre sprechen. Nach Georg Sabinus – Schwiegersohn Melanchthons, Rektor der Universität Frankfurt, Gründungsrektor der Universität Königsberg – wären römische Kolonisatoren in der Mark schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert tätig gewesen. Andreas Engel, ein weiterer aus dieser humanistischen Gilde, setzte das in zeitliche Parallele mit der Gründung Roms.²² Das belegt, wie auch die Renaissancehumanisten den Anschluß an den dezidiert adligen Herrschaftstops "Rom" wahrten – an das antike, nicht das christliche, an das Rom, das sich gründungsmithisch von Troja herleitete.

Wie oben erwähnt, können Gründungsmythen auf Basis eines stabilen Kerns verschiedene variable Anschlußoptionen gewähren, und sie vermitteln Invarianz und Varianz innerhalb bestimmter Grenzen. Die nationalistische, stammesgeschichtliche Variante der *origo gentis* ließ Verbindungen zur Kirchenmythe der Missionierung heidnischer Gebiete ebenso zu wie zu der konkurrierenden Adelsmythe heroischer Landnahme. Vor allem ließen beide sich

21 Vgl.: Leutinger, De Marchia [...] (1587), in: Sziborski, Die Germanisierung der Mark, S. 140.

22 Vgl.: Sabinus, De Brandeburgo Metropoli Marchiae [...] (1552); Andreas Engel, Annales, Marchiae Brandeburgicae [...] (1596), in: Sziborski, Die Germanisierung der Mark, S. 66, 151.

zu komplementären Bestandteilen einer National- oder Stammesgeschichte heranziehen, die, als Zentralmythe, imstande war, Periphermythen unter ihrem genuinen Vorzeichen zu integrieren.

4. Mark Brandenburg III: Die Mythen der Wissenschaft

Der bekannte Problemkomplex, ob Aufklärung "dialektisch" in Mythen und Mythologie umschlägt oder nicht, muß hier nicht diskutiert werden. Zumindest ist auf das bemerkenswerte Interesse aufklärerischer Diskurse an Ur-, Anfangs- und Gründungsereignissen oder -zuständen hinzuweisen. Mit Blick darauf konstatiert Hans Robert Jauss, Mythen des Anfangs seien als geheime Sehnsucht der Aufklärung anzusehen: Urvölker, Urhütte, Ursprache, Urreligion. In der Logik dieser Faszination stehe auch die Einführung des neuen Kalenders nach der Französischen Revolution, Gründungsakt par excellence.²³ Hinsichtlich Berlins, so ließe sich ergänzen, steht die bekannte wissenschaftliche Suche nach Gründungsurkunde und exaktem Gründungsdatum der Stadt in derselben Logik.

Die Suche nach diesem exakt belegbaren Gründungszeitpunkt ist nur *ein* wissenschaftliches Problem unter vielen, mit dem sich die Geschichtsschreibung seit der Aufklärung auseinandersetzt. Es geht in diesem Kontext auch um die Eckdaten der Markgrafschaft Brandenburg, in der die Doppelstadt sich befand. Dazu, nur als ein Beispiel, zwei jüngere landesgeschichtliche Publikationen von Autoritäten des Fachs: "1157 [...] gilt als die Geburtsstunde der Mark Brandenburg"; "Das Jahr 1157 kann als das Geburtsjahr der Markgrafschaft Brandenburg bezeichnet werden".²⁴ Zusätzlich zu dieser Suche nach dem Gründungsdatum der mittelalterlichen Stadt bzw. der Markgrafschaft, in der sie sich befand,

23 Vgl.: Hans Robert Jauss, Mythen des Anfangs. Die geheime Sehnsucht der Aufklärung, in: Macht des Mythos – Ohnmacht der Vernunft, hrsg. v. Peter Kemper, Frankfurt/M. 1989, S. 53–77.

24 Eberhard Bohm, Die Frühgeschichte des Berliner Raumes (6. Jahrhundert v. Chr. bis zum 12. Jahrhundert nach Chr.), in: Geschichte Berlins, Bd. 1, hrsg. v. Wolfgang Ribbe, München 1987, S. 3–135, hier: S. 129; Winfried Schich/Jerzy Strelczyk, Slawen und Deutsche an Havel und Spree. Zu den Anfängen der Mark Brandenburg, Hannover 1997, S. 9.

werden historiographisch nach wie vor andere Gründungsprobleme diskutiert: Hat es Slawen auf unmittelbarem Gebiet der Kernstädte Berlin bzw. Cölln gegeben? Baute die christliche Stadt auf vorhandene slawische Siedlungen auf? Hatten diese wiederum germanische Vorläufer?

Darüber hinaus wird in größerer zeitlicher Perspektive u.a. gefragt: nach dem ersten menschlichen Relikt, nach dem ersten Siedlungsplatz, dem ersten Begräbnis, nach dem ersten Zeugnis bronzezeitlicher Verbänden sowie von Germanen oder Slawen – und hier ist der Punkt, wo womöglich gründungsmythische Überlegungen in Ursprungsmythische umschlagen. Eine archäologische Publikation von 1977: "Wer waren die Urberliner? [...] Waren es Angehörige der in der letzten Eiszeit zugrunde gehenden Gruppe der Neandertaler oder aber Vorläufer des Homo sapiens, eines Menschentyps den wir als unseren direkten Vorfahren anzusehen haben?".²⁵ In dieser Logik vermerkt das neueste archäologische Standardwerk über Berlin: "Die ersten eindeutigen Nachweise menschlichen Lebens im Berliner Raum gehören in das 9. Jahrtausend v. Chr.", "Aus dem späten Abschnitt der mittleren Steinzeit stammen auch die ältesten menschlichen Skelettfunde aus dem Berliner Boden", "Die erste bäuerliche Kultur in Mitteleuropa, die sich entlang der fruchtbaren Lößgebiete ausbreitete, wurde nach der Verzierungsart ihrer Gefäße als Bandkeramik bezeichnet".²⁶

Hier liegt auf der Hand: wissenschaftliche Periodisierung ist die zeitgenössische, kulturell erweiterte Form von Genealogie. Sie ist entpersonalisierte Genealogie, perspektivisch erweitert auf Siedlungsgruppen und ganze Kulturen. Ergebnis ist die heute gängige Unterscheidung von Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, letztere wiederum unterteilt in vorrömische und römische. Diese Unterscheidung, das sogenannte Dreiperiodensystem, war schon Mitte des 18. Jahrhunderts von verschiedenen Gelehrten ins Gespräch gebracht worden. Aber erst Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts setzte sie sich durch. Epochemachend war hier – um mich selbst in

einen gründungsmythischen Diskurs zu begeben – das Jahr 1836. In diesem Jahr traten voneinander unabhängig drei Gelehrte mit Vorschlägen zu diesem Dreierschema an die Öffentlichkeit: Christian Jürgensen Thomsen, Direktor des Altnordischen Museums in Kopenhagen, der Gymnasialprofessor Johann Friedrich Danneil aus Salzwedel in der Altmark und der Schweriner Archivar George Christian Friedrich Lisch.²⁷ Dieses Schema ist heute nach wie vor anerkannt, selbstredend gab und gibt es Verfeinerungen und Präzisierungen für unterschiedliche Regionen.

Bei neuen Ursprungskontroversen wie denen über In- oder Out-Theorien bezüglich der Herkunft steinzeitlicher Menschen (*in Europe* versus *out of Africa*) wird noch deutlicher als bei bloßen Periodisierungen: es handelt sich um Ursprungsmythisches Denken im Gewand von Wissenschaft. Neuerdings wandern diese Ursprungsmythischen Kompetenzen vor allem zum Fach Archäologie. Es ist in besonderer Weise dazu prädestiniert, und auch das forciert seinen Kultstatus. Aus mehreren Gründen hat sich dieser Status eingestellt. Archäologie spürt nicht nur Vergangenen nach, sondern ältesten Spuren der Vergangenheit.²⁸ Sie präsentiert mit der Aura des Authentischen behaftete materiell-dingliche Artefakte, rekuriert also auf etwas scheinbar Untrüglisches, auf kulturelle *hardware*. Und sie geht alten und uralten sozialen Wunschvorstellungen, Imaginationen und Obsessionen mit Mitteln modernster Technologie nach und schlägt auf diese Weise einen zukunftssträchtigen Bogen von ambitioniertesten Verfahren der Gegenwart zu ältester Vergangenheit. Aber diese Kuldisziplin belegt auch: Wissenschaft bezieht ihre Evidenz aus dem performativen *looping*, daß die Rekonstruktion der Quellen die Quellen selbst schafft. Wissenschaft schafft Evidenzen. Den Makel Ursprungsmythischen Denkens kann sie den-

25 Adriaan von Müller, *Berlins Urgeschichte. 55000 Jahre Mensch und Kultur im Berliner Raum*, 3. Auflage Berlin 1977, S. 18.

26 Uwe Michas, *Spurensuche in Berlin. Ein archäologischer Stadtführer*, Berlin 2003, S. 17, 18, 20.

27 Vgl.: Ernst Petersen, Ein Beitrag zur Geschichte des Dreiperiodensystems, in: *Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit*, 8 (1932), S. 167–169.

28 Vgl.: Knut Ebeling, Die Mumie kehrt zurück. Zur Aktualität des Archäologischen zwischen Philosophie, Kunst und Technik, in: *Weimarer Beiträge*, 48 (2002), S. 273–289; ders., Die Mumie kehrt zurück II. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Medien, in: *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, hrsg. v. Knut Ebeling/Stefan Altekamp, Frankfurt/M. 2004, S. 9–30.

noch nicht verwischen. Wissenschaft – auch Naturwissenschaft²⁹ – ist nicht nur beständiger ursprungsmythischer oder ursprungstheoretischer Versuchung ausgesetzt, sondern, noch präziser: sie unterliegt offenbar einem unhintergehbaren ursprungsmythischen Fatal.

Ein Fatal? Gibt es keinen Ausweg daraus? Nein, es gibt keine Wissenschaft neben der Wissenschaft. Sie ist nicht zu überholen, zu überbieten oder zu unterbieten. Wissenschaft ist Wissenschaft und ein mit gutem Grund institutionalisiertes Verfahren von Welterklärung und Weltveränderung. Was erreicht werden kann ist, wissenschaftliche Verhärtungen, Fixierungen und Substantialisierungen abzubauen. Eine kritisch-methodische Selbstreflexion von Wissenschaft hat zum Standard eines jeden Fachs zu gehören. Unter anderem auch dadurch läßt sich vermeiden, daß heuristische Periodenbegriffe zu Substanzbegriffen erstarren und ein Rollentausch von Bezeichnetem und Bezeichnendem eintritt. Periodisierungsbegriffe sind Funktionsbegriffe, keine Substanzbegriffe. Das, was sie leisten und nicht leisten, in welchem Kontext sie dienen und nicht dienen, unter welchem Erkenntnisinteresse sie eingeführt oder abgewiesen werden, ist auch im wissenschaftlichen Tagesgeschäft idealerweise selbstreflexiv präsent zu halten. Die Frage nach der tatsächlichen juristischen Inauguration der Stadt bzw. Doppelstadt schrumpft zu einem punktuellen Marker auf einer Achse multiversaler zeitlicher Kontinuität, bzw. sie markiert eine jeweilige Zeitschicht neben divergierenden oder komplementären anderen Schichten.³⁰

Dennoch gibt es immer wieder die wissenschaftliche Versuchung, das historische Gemenge, den gordischen Knoten Geschichte gründungsmythisch oder gründungstheoretisch zu zerteilen. Welche gewollten oder ungewollten herrschaftslegitimen Muster inhaltlich darin eingehen und damit perpetuiert werden, kann hier nicht thematisiert werden. Die gründungsmythische Versuchung selbst steht zur Disposition. 1880 hielt ein Berlin-Historiker ahnungsvoll fest, von Berlin könne man "mit gutem Gewissen sagen: Es ist überhaupt nicht gegründet. Es hat keinen Romulus und Remus. Es kennt nicht seinen Ursprung".³¹ Das bietet eine ebenso skeptische wie plausible historiographische Basis. Die Stadt kennt ihren Ursprung nicht, weil sie keinen besitzt.

29 Vgl.: Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte, hrsg. v. Sigrid Weigel, Berlin 2002; Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie, hrsg. v. Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willer/Sigrid Weigel, München 2004.

30 Vgl.: Reinhart Koselleck, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/M. 2003, S. 25f., 217f.

31 Karl Braun-Wiesbaden, Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Plaudereien, Leipzig 1880, S. 111.